Es gibt eine Rückbesinnung auf Traditionen, aber Heimat lässt sich nicht an einen anderen Ort versetzen

VERSUCH EINER ANNÄHERUNG

Ein Ort mit etwas Drumherum

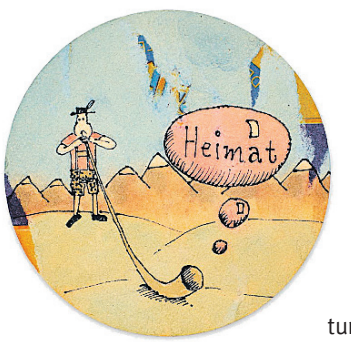
Heimat, was ist das eigentlich genau? Der Geburtsort oder der Wohnort? Ist Heimat überhaupt an eine bestimmte Lokalität gebunden? Vielleicht kann Heimat in Zeiten der Globalisierung sogar viele Gesichter haben? Auf jeden Fall ist die Diskussion darum, was Heimat heißt, sehr vielschichtig – und was die Menschen unter Heimat verstehen, hat sich im Lauf der Geschichte stark verändert.

Für die Deutschen ist das Wort „Heimat“ ein gängiger Ausdruck, den sie normalerweise kaum hinterfragen. Im Allgemeinen verstehen sie darunter ein Land oder einen Ort, in dem sie geboren und aufgewachsen sind oder sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlen. Oft wird damit eine enge, gefühlsbetonte Verbundenheit mit einer bestimmten Region zum Ausdruck gebracht. Dort hat man als Kind und Jugendlicher die frühen Erlebnisse in einer vertrauten Umgebung und Gemeinschaft gemacht, die später Identität, Charakter, Mentalität und Lebenseinstellungen prägen.

Versucht man aber „Heimat“ in andere Sprachen zu übersetzen, merkt man schnell, dass es ein sehr deutscher Begriff ist, für den es keine Eins-zu-eins-Übersetzung gibt. Weder das englische „homeland“, „home country“ oder „native land“, noch das französische „lieu d’origine“ oder „pays natal“ stimmt überein mit der deutschen Bedeutung. Auch der italienische und spanische Ausdruck „patria“ sowie das russische Wort „rodina“ meinen ausschließlich das Vaterland, in dem man geboren wurde. Am ehesten findet sich der vielfältige Sinn des deutschen Heimatbegriffs im tschechischen „domov“ wieder, in dem das Wort für „Haus“ steckt.

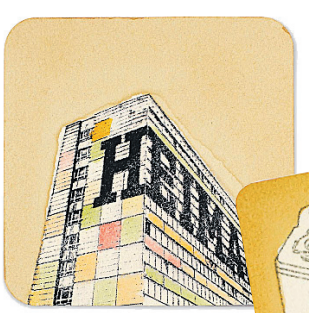
Sucht man nach der sprachlichen Herkunft von „Heimat“, muss man bis ins Germanische zurückgehen. Hier taucht zunächst das Wort „haima“ auf, was soviel bedeutet wie „Wohnplatz“, „Dorf“ oder „Haus“. Im 8. Jahrhundert entwickelte sich das Wort „haima“ hin zu „heimoti“ und erhält dadurch eine umfassendere Bedeutung: „heimoti“ lässt sich mit „zum Heim gehörig“ übersetzen. Im übertragenen Sinne wird also das festumrissene Heim um das nicht greifbare Drumherum erweitert.

Das Wort „Heimat“ war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein nüchternes Wort, ein Rechtsbegriff, der vor allem bei juristischen und geographischen Fragen in Ämtern, bei der Polizei und bei Notaren verwendet wurde. Heimat bezeichnete den Geburtsort, den Wohnort oder das Herkunftsland. Eine Heimat zu haben, bedeutete Haus und Hof in einer Gemeinde zu besitzen. Das „Heimatrecht“ war von großer



Bedeutung. Wer kein Heimatrecht besaß, durfte sich nicht an einem Ort niederlassen, dort leben und seinem Beruf nachgehen. Wenn man dieses Recht nicht von Geburt an hatte, konnte man es nur durch die Heirat mit einem Gemeindebewohner erwerben oder sich um eine offizielle Erlaubnis zur Niederlassung bemühen, zum Beispiel im Falle eines Hauskaufs. Mit dem Erhalt des Heimatrechts ging man einerseits gesetzliche Verpflichtungen gegenüber der Gemeinde ein, anderseits hatten man Anspruch auf finanzielle Unterstützung, wenn man in Armut geriet. Das Heimatrecht ist quasi ein Vorläufer der heutigen Staatsangehörigkeit.

Mit einer emotionalen Bedeutung aufgeladen wurde das Wort „Heimat“ etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Technisierung und Industrialisierung die Lebensräume der Menschen so veränderten, dass sie sich ihnen zu-



nehmend entfremdet fühlten. Damals kam eine neue Literaturgattung auf: die Heimatdichtung. Mit einem romantischen Bild der vertrauten Landschaft und Natur gab die Heimatdichtung den Menschen Halt in der modernen, alles andere als romantischen Realität. Heimat wurde ein virtuelles Land, nach dem man sich immer zurücksehnen konnte – sozusagen ein unverrückbares Fleckchen Erde, wo alles wie immer ist.

Heute kann man keine allgemeingültige Definition mehr vornehmen, was genau „Heimat“ für den jeweils Einzelnen bedeutet. Ein Leben lang am gleichen Ort zu bleiben, ist für viele Menschen nicht mehr möglich. Man kommt an immer wieder neue Orte, muss lernen, sich dort heimisch zu fühlen und mit den Menschen vertraut werden – Heimat muss also im Laufe des Lebens auch neu gewonnen werden können.

Fußball vereint viele Vaterländer unter einem Dach

Doch der Wunsch nach Verbundenheit mit der ursprünglichen Heimat bleibt – trotz oder gerade aufgrund der zunehmenden Mobilität. Im globalen Austausch wird das Regionale, das Lokale immer wichtiger. Die vielen Fernseh-Krimis beispielsweise, die in den unterschiedlichen Landstrichen Deutschlands spielen, setzen als Stilmerkmal ganz bewusst auf das typische lokale Kolorit. Kölsch zu sprechen oder stark zu berlinern, wird nicht mehr als ungebildet verspottet, sondern gilt als bewusste Wertschätzung der Herkunft. Das Gleiche gilt für Lieder von der Waterkant oder bayrische Schrammelmusik: Nach wie vor von Oma und Opa geliebt, aber auch die Jungen finden Gefallen daran. Folklore und Volkskultur gewinnen ebenfalls zunehmend an Bedeutung. Dabei lässt sich regionales Brauchtum nach wie vor nicht einfach so an einen anderen Ort verpflanzen: So ist der nach Berlin importierte rheinische Karnevalsumzug inzwischen heimlich, still und leise wieder eingeschlafen.

PATRIOTISMUS UND NATIONALISMUS

Die schöne und die hässliche Seite der Medaille

Die Liebe zum Vaterland kann vom Patriotismus in den Nationalismus abgleiten. In Deutschland herrscht immer noch ein distanziertes Verhältnis zum Nationalstolz. Das Beflaggen zu den Fußballmeisterschaften wirkt hierzulande eher wie eine Partydekoration.

Der Begriff Patriotismus stammt vom altgriechischen Wort „pátra“ für Vaterland oder Vaterstadt ab. Im Deutschen bedeutete Patriotismus bis ins 19. Jahrhundert das, was man heute bürgerschaftliches Engagement nennt. „Ein Patriot sei ein Mensch, dem es um das Beste seines Vaterlandes ein rechter Ernst ist“, definierte 1724 der Hamburger Gelehrte Michael Richey. Er war ein Wegbereiter der „Patriotischen Gesellschaft von 1765“. Auf deren Initiative wurden in Hamburg unter anderem Europas erste Sparkasse, öffentliche Bibliotheken und eine Arbeitsvermittlung für Hafenarbeiter eingerichtet.

Bis zur gescheiterten Märzrevolution 1848 gehörte zum Patriotismus auch der wachsende Wunsch nach einer staatlichen Einheit des zersplitterten Deutschen Bundes. In der Kaiserzeit ab 1871 wurde aus dem Patriotismus in Deutschland wie in ganz Europa mehr und mehr ein aggressiver Nationalismus, der sich gegen andere Staaten richtete.

Nach den zwei Weltkriegen und dem Nationalsozialismus war in Deutschland der Patriotismus völlig diskreditiert. Außer Alt- und Neonazis mochte sich kaum einer zu seiner Nation bekennen. Gustav Heinemann sagte 1969, kurz vor seiner Wahl zum Bundespräsidenten, auf die Frage, ob er denn die Bundesrepublik nicht liebe: „Ach was, ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau – fertig!“

Nach der Wiedervereinigung 1990 verlor die Vaterlandsliebe allmählich das Anrüchige. Laut einer Studie von 2009 sind 60 Prozent der Deutschen „stolz auf ihr Land“. Das machen sich auch rechtsextreme Parteien und fremdenfeindliche Bewegungen zunutze. Der Übergang vom Patriotismus zu nationalistischen Einstellungen ist fließend. Der ehemalige Bundespräsident Johannes Rau zog deshalb eine klare Trennungslinie: „Ein Patriot ist jemand, der sein Vaterland liebt. Ein Nationalist ist jemand, der die Vaterländer der anderen verachtet.“

Liebte seine Frau und nicht sein Vaterland: Altbundespräsident Gustav Heinemann

Aggressiver Nationalismus bringt Konflikte schnell zum Explodieren. Der Jugoslawien-Krieg der 90er Jahre ist

Verdächtig: Alles was „doitsch“ daherkommt, unverdächtig: die haushohe Deutschlandfahne des Neuköllner Libanesen Bassal, die Linksautonome im WM-Jahr 2010 abfackelten

Heimat steht unter Generalverdacht

dafür ein abschreckendes Beispiel. In Nordirland und im Baskenland schwelt es seit Jahrzehnten. Die kriegerische Auseinandersetzung um die Ost-Ukraine verfolgen wir zurzeit in den Nachrichten. Dass man eine nationale Eigenständigkeit aber auch friedlich herbeiführen kann, zeigen die Trennung der Tschechoslowakei 1992 und die aktuellen Unabhängigkeitsbewegungen in Schottland und Katalonien.

Der bedingungslose Hurra-Patriotismus, mit dem man jubelnd und mit wehenden Fahnen in den Krieg zog, ist in Deutschland glücklicherweise passé. Die Nationalflagge wird hierzulande vor allem bei Fußball-Welt- und Europameisterschaften hervorgeholt. Seit der WM 2006 schwappt alle zwei Jahre für ein paar Wochen eine Schwarz-rot-gold-Dekorationswelle durchs Land. Die Unbekümmertheit, mit der alles vom Balkon bis zum Auto-Außenspiegel in den Nationalfarben eingehüllt wird, ruft einerseits Befürchtungen über einen neu aufkeimenden Nationalismus hervor, andererseits äußern Traditionalisten Bedenken, dass die Würde der Fahne beschädigt werde, wenn sie an allen möglichen und unmöglichen Stellen prangt.

Der zur Schau getragene Nationalstolz beschränkt sich in Deutschland stark auf den Fußball, denn kurz nach dem Ende des Turniers verschwindet die Beflaggung. Man sucht Identität in der feiernden Masse Gleichgesinnter. Wenn die Party vorbei ist, wird das Verhältnis zum Staat auch wieder distanzierter: Man schimpft auf die Regierung, versucht dem Finanzamt ein Schnippchen zu schlagen, ärgert sich über das kleinliche Ordnungsamt und verbringt den Urlaub im Ausland.

BEGRIFFLICHKEITEN

Heimat ist irgendwie strange

Viele der mit Heimat zusammengesetzten Wörter klingen im Deutschen ausgesprochen verstaubt. Wer das Wörterbuch aufschlägt, wird eine ganze Reihe kurioser und auch nicht mehr gebräuchlicher Begriffe finden.

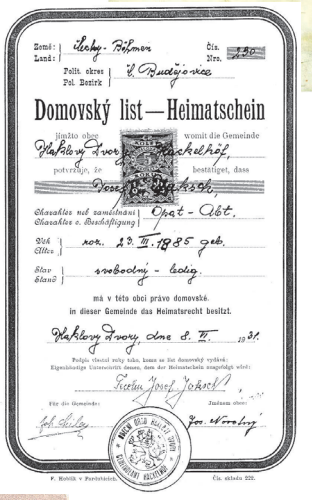
Kein Wunder, dass sich viele Heimatmuseen längst umbenannt haben. „Es hat nicht mehr zu unserem modernen, offenen Konzept gepasst, außerdem haben die Leute von einem Heimatmuseum eine ganz bestimmte Vorstellung“, heißt es beim Museum Neukölln, das früher Heimatmuseum Neukölln hieß. Man habe zwar nach wie vor einen starken regionalen Bezug, fasse das Arbeitsgebiet aber weiter.

Auch das Unterrichtsfach Heimatkunde wurde in den meisten Bundesländern – außer Bayern – schon vor Jahrzehnten durch den Sachkundeunterricht abgelöst. Als Schleswig-Holstein 2013 diesem Beispiel folgen wollte, hagelte es allerdings Proteste. Die Begründung der Ministerin für die Umbenennung: der Unterricht gehe längst über das hinaus, was der Begriff Heimat meint. Damit auch Europa und die Welt angemessen berücksichtigt werden, wurde das Fach schließlich „Heimat-, Welt- und Sachkunde“ (HWS) getauft.

Nicht modern, irgendwie ewiggestrig, irgendwie „strange“ – so wirken Begriffe wie Heimatliebe oder Heimatroman. Wer unter 70 würde schon zugeben, sich Heimatfilme anzuschauen? Sie gelten – nicht zu Unrecht – als Schwulst. Zwar gibt es seit den 1970er Jahren auch moderne, kritische Heimatfilme. Doch im klassischen Genre dient nach wie vor eine ländliche Idylle, vorzugsweise die Alpen oder der Schwarzwald, als Kulisse für eine heile Welt.

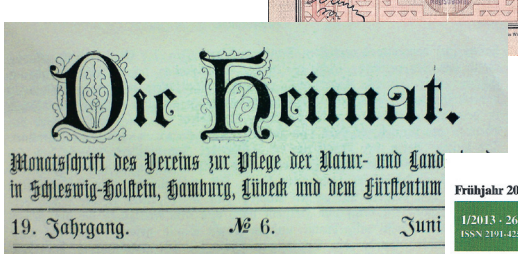
Einen ähnlich altmodischen Beigeschmack hat Heimatmusik. Man denkt an bayerische Blaskapellen oder an ältere Menschen in Trachten, die Akkordeon spielen. Handelt es sich um Heimat- oder Volksmusik außerhalb der deutschsprachigen Grenzen, läuft das dagegen unter dem Label „Weltmusik“ oder „Ethno“, was gleich viel moderner klingt.

Und so ist es kein Zufall, dass viele Begriffe, die der Duden aufführt, kaum noch benutzt werden. Oder weiß jemand, was ein Heimatschuss ist? Darunter versteht man eine Schussverletzung, aufgrund deren man von der Front in die Heimat versetzt werden kann. Statt von „Heimatzeitungen“ spricht man heutzutage von Lokalzeitungen und was ein Heimatschein ist, wissen auch nur noch die Schweizer. Bis 1939 war das auch in Österreich eine Bescheinigung, mit der man das Orts-Heimatrecht erwerben konnte. In der Schweiz dient der Heimatschein noch heute in manchen Kantonen als Grundlage für die Registrierung der Personaldaten.



Heimat stand früher gern auf Personaldokumenten und Zeitungen

Interessant auch, dass man den Begriff Heimatvertriebene nur in einem ganz bestimmten historischen Kontext benutzt, nämlich für die Deutschen, die nach 1945 die Ostgebiete des Deutschen Reiches verlassen mussten. Ansonsten spricht man von Flüchtlingen. Durchaus noch von jüngeren Menschen benutzt wird dagegen der Begriff Heimweh. „Eine große Sehnsucht nach der fernen Heimat oder einem dort wohnenden geliebten Menschen, bei dem man sich geborgen fühlte“, so lautet die Definition. Man kann sogar krank werden vor Heimweh, weiß der Duden.



Wäre es nicht deutsch, wäre es „Ethno“

NEUKÖLLNER TÜRKEN – TÜRKISCHE NEUKÖLLNER

Ich bin (k)ein Berliner

Das Wort Heimat gab es ursprünglich nur in der Einzahl: Man konnte nur eine Heimat haben. Wer aber die Heimat seiner Kindheit verlässt, kann natürlich auch an einem anderen Ort heimisch werden. Das wussten schon die alten Römer: Der lateinische Spruch „Ubi bene, ibi patria“ bedeutet: „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland“. Wenn man lange genug an einem neuen Ort lebt, kann dieser zur zweiten Heimat werden.

Zwei Heimaten hat Mehmet Ekşi. Er ist Vorsitzender des Rize Kultur- und Solidaritätsvereins in der Boddinstraße. Der Verein ist eine Brücke zwischen Berlin und der türkischen Schwarzmeer-Region um die Stadt Rize. Gibt es für Mehmet Ekşi eine erste und eine zweite Heimat? „Bei mir ist es halbhalb: Ich bin schon seit sehr langer Zeit in Berlin“, sagt er. „Für meine Kinder ist es keine Frage, wo ihre Heimat ist. Die ist hier.“ Rize bringt Kindern auch die Heimatkultur ihrer Vorfahren nahe, aber die Türkei ist für sie vor allem ein Urlaubsort und allenfalls noch der Wohnort der Großeltern. „Wenn sie dort sagen ‚Wir fahren nach Hause‘, dann meinen sie Berlin“, berichtet Mehmet Ekşi.

Frauenfrühstück im Rize

„Ich bin Berliner“, sagt Rahim Yildirim. Der Mitarbeiter des Blueberry Inn ist in Neukölln geboren. „Ich fühle mich hier heimisch“, sagt er. „Wo meine Freunde und meine Familie sind, ist für mich Heimat.“ Die Türkei, das Land, aus dem seine Eltern stammen, ist ihm eine zweite Heimat, weil dort seine restliche Familie lebt. Ansonsten hat er aber wenig Bezug zur Türkei: „Ich fahre alle fünf Jahre in die Türkei und habe dort nur Stress“, erzählt er.

Eine Heimat? Zwei Heimaten? Erste und zweite Heimat? Mehmet Ekşi und Rahim Yildirim

„Ich werde oft gefragt, ob ich mal dort hinziehen will.“ Im Prinzip könnte er sich das vorstellen, aber: „Es hapert mit der Sprache. Freunde findet man überall, aber ich müsste wieder bei Null anfangen.“

LOKALPATRIOTEN ODER KLEINGEISTER?

Mein Revier

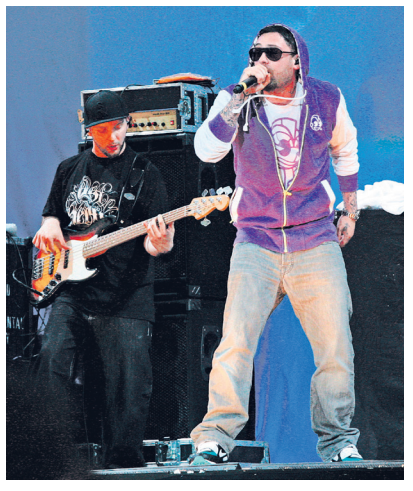
Viele Berliner sind nicht nur stolz auf ihre weltweit bekannte und begehrte Stadt, sondern haben darüber hinaus eine enge Bindung an ihr unmittelbares Wohnumfeld, ihren Kiez. Sein eigenes Viertel zu schätzen und zu lieben ist zweifellos wichtig, doch übertriebener Lokalpatriotismus ist das Gegenteil von Weltoffenheit.

Die Berliner gelten als ausgesprochen standorttreu – zum Leidwesen vieler Vermieter. Wer seit Jahrzehnten in Neukölln oder Schöneberg wohnt, will bei einem Wohnungswechsel meist partout nicht nach Lichtenberg oder Wedding ziehen. Viele Neuköllner Schulen wissen zu berichten, dass ihre Schüler nur ungern zu Fußballturnieren ans andere Ende der Stadt fahren. Viele bewegen sich fast ausschließlich in ihrem Kiez. Oft haben auch die Eltern Vorurteile gegenüber anderen Stadtteilen, weswegen Schulen und Jugendeinrichtungen mit den Kids ganz gezielt Orte in anderen Bezirken besuchen. Seinen Horizont zu erweitern und Klischees abzubauen ist schließlich wichtig – in jedem Alter.

„Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Straße, mein Zuhause, mein Block, meine Gedanken, mein Herz, mein Leben, meine Welt reicht vom ersten bis zum 16. Stock“, singt der bekannte Rapper Sido. Er beschreibt hier das Märkische Viertel, wo er aufgewachsen ist, als eigene, in sich geschlossene Parallelwelt. Sozialforscher wissen, dass gerade Jugendliche aus unterprivilegierten Verhältnissen dazu neigen, sich mit ihrem Wohngebiet (oder ihrer Herkunft) überzuidentifizieren. Da werden regelrecht Reviere abgesteckt und Kämpfe zwischen den Gruppierungen ausgefochten. Das beste Beispiel dafür sind Jugendgangs wie die „Neuköllner Ghetto Boys 44“, die „Ganxta Boys 44“ oder die „36 Boys“, die vor allem in den 1990er Jahren aktiv waren. Ihre Kürzel, die so genannten Tags, sprühten sie überall in ihrem Wohngebiet an Hauswände und Bänke. Nicht zufällig haben sich viele Jugendbanden nach den alten Zustellbezirken benannt – noch Jahre, nachdem die Postleitzahlen umgestellt wurden.

Dieses übertriebene Reviergehabe ist praktisch immer damit verbunden, dass man andere abwertet und ausgrenzt. Man fühlt sich irgendwie besser oder stärker als „die da draußen“. Die Gesellschaft wird somit in Dazugehörige und Fremde getrennt. Lokalpatriotismus kann also chauvinistisch und reaktionär sein. Die Identifikation mit seinem Kiez im positiven Sinne heißt dagegen, dass man sich verantwortlich fühlt für sein Quartier. Die Kids aus dem Blueberry, die regelmäßig den Spielplatz entmüllen, tun das, weil sie sich zuständig fühlen für ihr Umfeld. Nur wer sich mit seinem Kiez identifiziert, wird sich heimisch fühlen und nur wer sich an einem Ort zuhause fühlt, wird sich einbringen und beteiligen.

Wenn die Welt nur bis einmal um die Ecke reicht …



Rapper Sido kennt die (Selbst-)Begrenzung aus eigenem Erleben

„Erst wer die Welt gesehen hat, weiß auch wieder, was Heimat ist“, lautet ein schönes Sprichwort. Will heißen: Nur wer auch mal über den eigenen Tellerrand schaut, kann ein Heimatgefühl entwickeln, das andere nicht abwertet.

EXIL UND HEIMATLOSIGKEIT

Auf der Flucht – zu jeder Zeit und überall

Noch nie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren so viele Menschen auf der Flucht wie zurzeit. Weltweit gibt es nach Angaben der UNO rund 50 Millionen Vertriebene und Asylsuchende. Die wenigsten verlassen ihre Heimat freiwillig.

Natürlich gibt es Menschen, die aus freien Stücken auswandern – doch das betrifft ausschließlich solche aus reichen Ländern. Mancher hat sich im Ausland verliebt, ein anderer hat ein gutes Jobangebot, und der Dritte will die deutsche Kälte gegen die Sonne und Lebensfreude Brasiliens tauschen. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes zogen im Jahre 2013 rund 140 000 Deutsche ins Ausland. Beliebte Zielländer sind die Schweiz, USA und Australien.

Flucht vor der Armut: Europäer auf dem Weg in die „neue Welt“

Bei erzwungener Emigration stellt sich die Situation anders dar. Der Schritt, ins Exil zu gehen, ist nicht leicht. Man lässt Familie, Freunde, Besitz zurück und muss eine neue Sprache lernen. Die meisten Emigranten fliehen vor Krieg, Verfolgung, Armut oder anderen existentiellen Bedrohungen. Syrien, Irak, Somalia, Nigeria – die Liste der Länder, wo Bürgerkrieg, Terror und Menschenrechtsverletzungen herrschen, ist lang. Aber auch in Europa gibt es Verfolgung. So flüchten die Sinti und Roma nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch vor Diskriminierung in ihren Heimatländern.

Wanderungsbewegungen hat es in der Geschichte schon immer gegeben. Über Jahrhunderte waren es Europäer, beispielsweise Deutsche, Iren und Italiener, die ihre Heimat verließen, um in der Fremde ein besseres Leben zu finden. In dem Film „Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht“ von Edgar Reitz wird beschrieben, wie um die Mitte des 19. Jahrhundertes ein Dorf im Hunsrück von einer regelrechten Auswanderungswelle nach Brasilien erfasst wurde. Die Bewohner kehrten nicht nur bitterer Armut, sondern auch politischer Rechtlosigkeit den Rücken. Gezielt besuchten Anwerber – heute würde man von Schleppern sprechen – die Dörfer, um den Menschen von der neuen Heimat vorzuschwärmen und für die Ausreisewilligen alles vorzubereiten. Doch die größten Auswandererströme im 19. Jahrhundert gingen nach Amerika. In der Neuen Welt gab es Land, Gold – und die Chance, sich eine neue, bessere Existenz aufzubauen.

Flucht vor dem Terror: Bürgerkriegsbetroffene Syrier

Doch man muss gar nicht so weit in die Geschichte zurückgehen. Während der NS-Diktatur mussten Zehntausende von Juden, Schriftstellern, Filmschaffenden und Kommunisten aus Nazi-Deutschland fliehen. Wer Glück hatte, fand Aufnahme in Palästina, den USA oder Frankreich. Andere ergatterten ein Visum für Kenia oder Marokko. Exil, das bedeutet Ausbürgerung, Entrechtung, Heimatlosigkeit, heißt es in Bertolt Brechts Gedicht „Über die Bezeichnung Emigration“. Fast alle hatten große Geldsorgen, dazu kamen Sprachprobleme. Bekannte Autoren wie Kurt Tucholsky, Stefan Zweig, Ernst Weiß, Walter Benjamin und andere begingen Selbstmord im Exil.

Dennoch: Auswanderung und Exil bedeuten nicht in jedem Fall lebenslange Entwurzelung. Wenn es gelingt, in der neuen Heimat wirklich anzukommen, kann das eine bereichernde Erfahrung sein. Wer unter Heimat nur das Land versteht, wo er aufgewachsen ist, kann nur eine Heimat haben. Wenn Heimat dagegen ein Ort ist, wo man sich wohl fühlt und Freunde hat, kann man auch mehrere Heimaten haben.

Sonderthema

VIELVÖLKERSTAAT NEUKÖLLN

Was schafft Heimat?

Mehr als 40 Prozent der Neuköllner haben ausländische Wurzeln. Dazu kommen bayrische Studenten, schwäbische Künstler und hessische Kneipenbesitzer. Wie kann man erreichen, dass sich all diese unterschiedlichen Menschen mit dem Kiez identifizieren?

„Von oben verordnen kann man das nicht“, glaubt Dr. Christian Hoffmann von „Umweltconsulting“. Aber man könne mit vielen kleinen Bausteinen dazu beitragen, dass sich die Menschen heimisch fühlen. Etwa indem man ihnen die Möglichkeit gibt, sich zu verwurzeln. Bestes Beispiel: die interkulturellen Gärten. Als die „Urban Gardening“-Bewegung vor fast 20 Jahren in Göttingen ihre ersten deutschen Anhänger fand, hatte man Migrantinnen aus den Bürgerkriegsgebieten Ex-Jugoslawiens gefragt, was ihnen in Deutschland am meisten fehlt. „Unser Garten“ sagten die Frauen. In Bosnien hatte fast jede Familie einen Garten oder ein kleines Stück Land. Das gemeinsame Beackern eines Stücks Land, das Anpflanzen von Gemüsesorten, die einem noch aus der Heimat vertraut sind – all das trug dazu bei, dass die schwer traumatisierten Frauen hier Wurzeln schlagen konnten. „Auch in unserem Pyramidengarten am Columbiadamm haben wir erlebt, dass es Menschen schlagartig besser geht, weil sie hier ein Stück Heimat finden“, sagt Christian Hoffmann.

Wurzeln schlagen kann man auch im Wortsinne

Kein interkulturelles Projekt, sondern

Teilnehmen, Verantwortung übernehmen, akzeptiert werden – das macht ein Quartier zum Zuhause

ein kleiner Laden ist für andere Zuwanderer ein Stück Heimat. Wer abends den Afro-Shop in der Boddinstraße betritt, wähnt sich eher in einer Kneipe. Für die afrikanische Community ist der Laden Treffpunkt und Info-Börse zugleich. Ein Ort, wo man Bekannte trifft, in seiner Sprache sprechen und Gerüche aus der Heimat wahrnehmen kann. Direkt nebenan treffen sich Menschen, die von der türkischen Schwarzmeerküste stammen. Im „Rize“ trinkt man Tee vom Schwarzen Meer und die Frauen tauschen Kochrezepte ihrer Großmütter aus. Ziel ist es aber nicht nur, Kultur zu pflegen, sondern auch den Austausch der Kulturen untereinander voranzubringen. Bei Veranstaltungen oder Festen gibt es daher auch arabische Spezialitäten und in den Kursen, in denen man verschiedene regionale Musikinstrumente erlernen kann, nehmen Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft teil. Es sind vor allem Frauen, die hier zusammenkommen – für Männer gibt es andere Treffpunkte. Der enge Bezug zur Herkunftskultur bedeutet nicht, dass man sich nicht mit dem Stadtteil identifiziert – im Gegenteil. Viele Frauen aus dem Rize beteiligen sich im Quartiersrat, machen bei Straßenfesten mit oder bringen sich in anderer Weise ein.

Anerkennung und Respekt seien wichtige Voraussetzungen, um sich heimisch zu fühlen, meint Christian Hoffmann: „Wer sich an einem Ort fremd oder nicht akzeptiert fühlt, wird sich auch nicht für seine Umgebung engagieren.“ Freunde haben, gemeinsam etwas machen – das macht ein Quartier zum Zuhause.

TEMPORÄRES WIR-GEFÜHL

Eine internationale Heimat mit vier Ecken

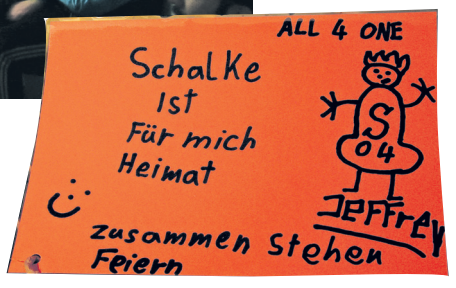
Die Fußball-Weltmeisterschaft 2014 brachte wieder ein erstaunliches Phänomen zu Tage: Kinder und Jugendliche verschiedener Herkunft identifizieren sich mit der deutschen Nationalmannschaft. Beim Mitfiebern mit der DFB-Elf entstand unter ihnen ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit, das außerhalb der Fußballwelt nicht vorhanden ist.

Der Kinder- und Elterntreff Blueberry Inn organisierte zur WM ein kleines Public Viewing. Die ohnehin schon große Fußballbegeisterung der Kinder wuchs noch weiter. In den Wochen gab es kaum noch ein anderes Gesprächsthema als Fußball. „Die Kinder und Jugendlichen hatten schwarz-rot-goldene Schminke auf den Wangen“, erzählt Blueberry-Mitarbeiter Jens Schielmann. „Fast alle waren von Anfang an Fan der deutschen Mannschaft.“ Warum sich Kinder mit türkischen, palästinensischen oder Roma-Wurzeln plötzlich gemeinsam hinter dem deutschen Team vereinen, kann sich auch Jens Schielmann nicht ganz erklären. „Die Kinder sitzen immer zwischen den Stühlen“, sagt er. Hier werden sie als „Ausländer“ ausgegrenzt, obwohl sie in Berlin geboren sind, in den Ländern, aus denen ihre Eltern oder Großeltern kamen, gelten sie als „Deutsche“. „Fußball ist dagegen immer sehr identitätsstiftend“, so Schielmann.

Eine Rolle spielt dabei sicher auch, dass in der deutschen Nationalmannschaft seit einigen Jahren mehrere Spieler mit Migrationshintergrund vertreten sind. Hier kann man deutlich sehen, was konservative Politiker immer noch bestreiten: Deutschland ist ein Einwanderungsland, Multikulti und Integration können gelingen. Miroslav Klose und Lukas Podolski sind gebürtige Polen, Jérôme Boatengs Vater ist Ghanaer, Shkodran Mustafi ist Sohn albanischer Eltern aus Mazedonien,

Pole Podolski und Türke Özil haben gekickt – und Deutschland hat gewonnen

Sami Khediras Vater kommt aus Tunesien, und Mesut Özil hat türkische Vorfahren. Auf die immer wiederkehrende Frage nach seiner Staatsangehörigkeit und nationalen Identität reagiert der in Gelsenkirchen geborene Özil mittlerweile genervt: „Ich habe in meinem Leben mehr Zeit in Spanien als in der Türkei verbracht – bin ich dann ein



Fußball bringt zusammen, was zusammen gehört – leider nur auf Zeit

deutsch-türkischer Spanier oder ein spanischer Deutsch-Türke? Warum denken wir immer so in Grenzen? Ich will als Fußballer gemessen werden – und Fußball ist international, das hat nichts mit den Wurzeln der Familie zu tun“, sagte Özil im Jahr 2012. Allein mit der Multikulti-Mischung lässt sich die Begeisterung für die deutsche Mannschaft aber nicht erklären. „Das war auch schon vor Özil, Khedira und Boateng so“, erinnert sich Schielmann. In Stadtteilen wie Neukölln ist auch schon länger zu beobachten, dass Menschen mit Migrationshintergrund das deutsche Team sehr unterstützen und das auch mit Schwarz-Rot-Gold viel offener nach außen zeigen als die meisten „Ur-Deutschen“.

Außerhalb des Fußball-Zusammenhangs sieht die Sachlage schon wieder anders aus: „In anderen Kontexten kommt das nicht so zum Vorschein, dass Kinder und Jugendlichen sich mit Deutschland identifizieren“, sagt Blueberry-Mitarbeiter Schielmann. Viele nennen als ihre Herkunft die Türkei oder Palästina, auch wenn sie in Berlin geboren sind und sogar einen deutschen Pass haben.

Und im Vereinsfußball verschmähen die Kids auch die lokalen Clubs weitgehend. „Da gibt es Fans von Barcelona, Bayern oder Dortmund“, beobachtet Jens Schielmann. „Hertha oder Union sind da in der Regel nicht dabei.“